

Rede des Gymnasialdirektors D. th. R. Haage,

gehalten am 9. März 1899.

Bei den scharf einander widersprechenden Anschauungen unserer Zeit tritt ein Gegensatz von besonders weitgreifenden Folgen darin hervor, wie das Verhältnis des einzelnen zur Gesellschaft aufgefaßt wird. Da fordern die einen, daß jeder sein Denken und Handeln der Gesamtheit der Genossen seines Standes, seiner Partei unterordne. Er muß nur die Ziele erstreben, welche die Gemeinschaft erstrebt; was sie als klug oder thöricht, als recht oder unrecht hinstellt, das muß er auch für erlaubt oder für verboten halten und mit seinen besonderen Ansichten und Neigungen in der Masse untergehen. Ja, es wird sogar in immer weiteren Kreisen ein Zustand der Gesellschaft erstrebt, bei dem das gesamte Leben der Menschen einheitlich geregelt und für jeden die Art und das Maß seiner Arbeit und seiner Erholung vorgeschrieben und kaum noch ein eigener Besitz der einzelnen anerkannt wird. Diesen sozialistischen Gedanken gegenüber, die oft zu phantastischen Zukunftsbildern ausgemalt werden, betonen andere — und darunter Denker, die den Anspruch erheben, auf dem Gebiete der Sittlichkeit Führer zu sein — die individuelle Freiheit und Selbständigkeit in dem Maße, daß sie keine Schranken für das Wollen des einzelnen mehr anerkennen, sondern das eigene Ich und das eigene Gelüste als die berechnete Grundlage alles Handelns ansehen und jede Rücksichtnahme auf andere, jede Unterordnung unter fremdes Wollen als Schwäche verwerfen. »Der Selbstgenuß wird mir dadurch verleidet, heißt es, daß ich einem anderen dienen zu müssen glaube, daß ich mich zur Aufopferung, Hingebung, Begeisterung berufen halte.« »Nein, ich lebe mich aus, unbesorgt darum, wie gut oder schlecht die Menschheit dabei fährt.«^{*)} Wenn nun auch wenige diese äußersten Folgerungen ziehen, so huldigen viele doch dem Wahne der unendlichen Berechtigung des Individuums und tragen dazu bei, die bürgerliche Gesellschaft gleichsam in Atome aufzulösen und den Kampf aller gegen alle zu entfesseln.

So stehen die Anschauungen einander gegenüber; aber der, dessen Blick nicht durch die Brille der Partei oder durch die Selbstsucht getrübt ist, sieht die Übertreibung und das Unsittliche solcher Gedanken wohl ein, aber erkennt auch, daß es nicht ganz leicht ist zu sagen, welche Bedeutung trotz der Schranken, die der menschlichen Freiheit gesetzt sind, die einzelne Persönlichkeit hat. Vielleicht können einige Betrachtungen über die Bedeutung des Persönlichen uns helfen, in dem Gegensatz der Meinungen einen richtigen Standpunkt zu gewinnen.^{**)}

Der Roman Gustav Freytags, die verlorene Handschrift, bringt ein sinniges Gespräch des geschichtskundigen Philologen Felix Werner mit seiner jungen, aber im praktischen Leben erfahrenen Frau über die Abhängigkeit des Menschen von seinem Volk. Der Gelehrte schildert, wie wir als Kinder unseres Volkes den ganzen Inhalt unseres Lebens der Gemeinschaft verdanken, deren Teil wir einmal sind, und wie unser gesamtes Schicksal an das unseres Geschlechtes gebunden ist. Was unsere Vorfahren erlebt, was die großen Männer der Geschichte gethan, lebt fort und bestimmt je und je das Leben der Nachkommen, aber auch die Kleinen sind Arbeiter für die Fortdauer der Volkskraft, und alle Menschen haben nur Wert im Zusammenhange mit denen, die vor ihnen waren und nach ihnen kommen. Da schaudert die Frau Ilse vor dem Ge-

*) Max Stirner in seinem wiederholt aufgelegten Buch: Der Einzige und sein Eigentum.

***) Die Anregung zu diesen Betrachtungen verdanke ich besonders einem 1896 in 2. Auflage erschienenen Vortrage von L. Wiese über die Macht des Persönlichen im Leben.

danken, daß die Menschen nur den Blumen oder dem Grase gleichen, und daß sie, wenn die Zeit sie niedergemäht hat, nichts anderes sein sollen, als nützliches Heu für die späteren Geschlechter, und sucht sich an dem Glauben zu halten, daß eine höhere Macht die Seele des einzelnen Menschen behütet und erhält.

Aber hat nicht der Gelehrte Recht? Um nur einige wichtige Gesichtspunkte hervorzuheben, welche Bedeutung hat die von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Sprache? Das Kind lernt der Mutter und seiner übrigen Umgebung Worte nachsprechen, deren Bildung die Wissenschaft der Linguistik Jahrtausende rückwärts verfolgen kann. Mit den Wurzeln, d. h. den einfachen Lauten, die den Wörtern unserer deutschen Sprache zu Grunde liegen, haben einst schon die Indogermanen, das Urvolk, von denen die Inder, die Griechen, die Römer, die Slaven, die Deutschen abstammen, die Glieder ihrer Familie, die Tiere, die Geräte ihres Hauses, ihres Ackerbaus bezeichnet. Die einfachen Wörter sind dann im Laufe der Zeit umgestaltet, die nachfolgenden Geschlechter haben ihre Bedeutung erweitert und vertieft und sie mehr und mehr zur Bezeichnung auch schwierigerer, abstrakterer Begriffe für sittliche Verhältnisse, für religiöse, für philosophische Gedanken verwandt. Dabei sind die Wörter zu bestimmten Formeln verbunden, und mit diesen Wendungen werden Anschauungen und Urteile über die Verhältnisse der Welt und der Menschen vom Vater auf den Sohn und den Enkel gleichsam vererbt. So reden in unserer Sprache die vergangenen Jahrhunderte und Jahrtausende zu uns, und alle die längst dahin geschwundenen Geschlechter bestimmen schon durch die Sprache unser Fühlen und Denken. Der, welcher fremde Sprachen erlernt, besonders wenn er nicht lediglich durch Nachsprechen, sondern nach wissenschaftlicher, grammatischer Methode sich in die Ausdrucksweise eines anderen Volkes vertieft, der merkt es, wie sehr sein eigenes Denken durch die Muttersprache beherrscht wird, und wie er dem Sprachstudium selbständiges Urteilen verdankt.

Doch wie mit der Sprache, so ist es auch mit der Sitte, einem Gebiet, auf dem allerdings die Forschung viel schwieriger ist. Wie viel steckt wohl, um ein Beispiel zu nennen, in unseren Umgangsformen, was von Alters her überliefert ist! Wie weit reichen wohl in alte Zeiten so manche Gebräuche zurück, die an bestimmte, sich immer wiederholende Ereignisse im Leben der Familien, an Eheschließungen, an Todesfälle sich anknüpfen! Durch solche Sitten wird aber nicht bloß Äußerliches überliefert, sondern zugleich die ganze Anschauung mit bestimmt. Daher wird, wie bei der Sprache, so auch auf dem Gebiete der Sitte derjenige überrascht, der die Fremde kennen lernt, und dem nun in einem andern Volke, unter einem fremden Himmelsstrich ganz anders, als aus Büchern, entgegentritt, welchen Einfluß das Sein des eigenen Volkes auf ihn ausgeübt hat. Und nicht anders ist es, wenn wir an Handel und Gewerbe und an Rechtsverhältnisse denken! Überall, nicht bloß im Handwerk, nein auch in den höheren Berufsarten lebt das weiter, was früher lebende Menschen erfunden und gedacht und in bestimmte Formen gebracht haben. Die Rechtsbestimmungen, die einst das römische Volk entwickelt hat, vermischt mit Anschauungen, die auf Gewohnheiten der alten Germanen zurückgehen, wirken in den Ordnungen und Gesetzen fort, die eine neue Zeit mehr ummodellend, als neuschaffend hervorbringt, und helfen das Leben späterer Geschlechter regeln. Und was das öffentliche Recht, die Verhältnisse des Staats anlangt, so wird hier erst recht ein Zwang auf uns ausgeübt. Wir werden nicht gefragt, ob wir in diese oder jene staatliche Gemeinschaft eintreten wollen, sondern dem Staate, dem wir durch die Geburt angehören, sind wir in der Regel für unser ganzes Leben einverleibt. Jeder Staat ist aber ein Gebilde der Geschichte, diese oder diese Dynastie hat in ihm geherrscht, diese und diese großen Männer sind in ihm aufgetreten und haben ihm das Gepräge ihres Geistes aufgedrückt, diese und diese Geschicke haben den Staat betroffen, Siege und Niederlagen, Blüte und Verfall; und nun muß in den Gang, den die Verhältnisse dadurch genommen haben, der einzelne Staatsbürger hinein. Er mag wollen oder nicht, er muß sich fügen, und wenn er sich dagegen setzt, so verhält sein Protest, wie so manche gegen den Lauf der Weltgeschichte erhobene Verwahrung machtlos verhallt ist.

Wenn dem aber so ist, wenn wir nicht nur unser leibliches Leben mit der bestimmten Anlage seiner Organe, sondern wenn wir auch unsere geistige Welt, unsere Weise zu fühlen, zu denken und zu handeln, den Eltern, den Vorfahren, der Umgebung, den Umständen verdanken, haben dann nicht zuletzt jene Philosophen recht, die dem Menschen alle Freiheit absprechen und ihn zu einem notwendigen Erzeugnis der gegebenen Verhältnisse machen? Ob das nun mehr materialistisch gedacht und ein selbständiges Sein der Seele geleugnet wird — wenn es heißt: Der Mensch ist die Summe von Eltern und Amme, von Ort und Zeit, von Luft und Wasser, von Kost und Kleidung; sein Wille ist die notwendige Folge von all diesen Ursachen, gebunden an ein Naturgesetz! — oder ob die Sache pantheistisch aufgefaßt und die Lehre betont wird, daß alles nach ewiger Notwendigkeit in fortwährendem Wechsel und Werden dahinströmt, und die Seelen mit den sich erhebenden und in den Ozean der Gottheit zurückfallenden Wellen verglichen oder Blüten

genannt werden, die sich nach ewigen Regeln am Baum der Menschheit drängen und wiegen — es kommt doch auf dasselbe, auf die Aufhebung der Freiheit des Menschen hinaus. Alles Leben beruht dann auf notwendiger Entwicklung, der auch der höchstehende Mensch so gut, wie der gewöhnliche Erdenbürger unterworfen ist. Aber während dieser noch von dem Wahne beherrscht wird, als handele er frei, haben die Weisen der Zeit den Irrtum erkannt und fügen sich mit Resignation der unabwendbaren Entwicklung des Ganzen. Fragen wir sie aber, worauf denn zuletzt die Entwicklung der Menschheit und der Welt hinausläuft, so wissen sie keine andere Antwort, als die hier auch vor einigen Jahren in einem öffentlichen Vortrage gegebene: »Nachdem die Sonne erkaltet und die Erde vergletschert und alles Leben auf ihr erstarrt ist, kommt es vielleicht zu einer neuen Entwicklung von Wärme und zu einem neuen Kreislauf. Vielleicht! und wozu?« Wen friert nicht gleichsam bei solchen Reden, und in wem regt sich nicht das Gefühl, daß das nicht die einzige Bestimmung des Menschen und nicht das Ende sein kann?

Ist denn das überhaupt richtig, daß wir völlig unfrei seien, Erzeugnisse der Umstände? Nein, es ist nicht erwiesen, sondern nur eine Meinung, an der selbst ihre Verfechter nicht im Leben festhalten, sondern der zum Trotz sie sich und andere für das, was sie thun, verantwortlich machen. Bleibt denn nicht bei aller Abhängigkeit doch in unserem innersten Wesen ein Gebiet der Freiheit, so daß wir Schillers Versen beistimmen:

»Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei —
Und würd' er in Ketten geboren?«

Hat nicht jeder seine ganz besondere Individualität, die ihn von allen anderen unterscheidet, und erwächst nicht aus dieser Naturanlage eine Persönlichkeit, die nicht nur ihres eigenen Denkens und Fühlens und Wollens sich bewußt wird, sondern auch sich selbst bestimmt, für diesen oder jenen Weg, für das Böse oder das Gute, für Gott oder die Welt sich entscheidet und diesen Entscheidungen gemäß ihr Wesen ausbildet und in den Gang der Dinge eingreift?

Denken wir doch einmal an den Verlauf der Weltgeschichte und das Auftreten einflußreicher Persönlichkeiten! Gewiß, die Gelehrten erfüllen die Aufgabe eines Geschichtsschreibers, wenn sie auseinandersetzen, wie die römische Republik im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt verfallen war, wie die Verfassung, die für die Stadt Rom gepaßt hatte, nicht mehr geeignet war, das große Reich zusammenzuhalten, wie alles zur Monarchie reif war. Aber wenn sie nun fortfahren und sagen: auf einem so bereiteten Boden mußten Männer, wie Cäsar und Augustus, erwachsen und mußten in dieser Weise ein Kaisertum gründen — so ist das ein falscher Schluß, eine Erschleichung. Es konnte vielmehr auch anders kommen, es konnte die römische Volkskraft sich völlig in Bürgerkriegen aufreiben, und es konnten die Provinzen wieder selbständig werden und das Weltreich vor der Zeit wieder auseinanderfallen. Das geschah nur deshalb nicht, weil es sich fügte, daß ein Mann da war, wie Cäsar, mit dieser bestimmten Individualität, mit umfassendem Blick für die Aufgaben des Staates, mit hohem Feldherrntalent, mit dieser, ich möchte sagen, milden Festigkeit des Charakters, und weil er einen Nachfolger fand, wie Augustus, der es verstand, auf der gelegten Grundlage vorsichtig weiterzubauen. Ebenso läßt sich darlegen, daß am Schlusse des Mittelalters die Lage der christlichen Kirche eine Reformation forderte. Aber alle Versuche scheiterten, und das verkehrte Wesen schleppte sich fort und hätte vielleicht noch lange geherrscht, wäre nicht von einer Seite und in einer Weise, wie es keiner erwarten konnte, Hilfe gekommen, wäre nicht Luther aufgetreten, der dem allgemeinen Verlangen den thatkräftigen Ausdruck gab. Und in unserer Zeit ist es nicht anders gegangen. Gerade der heutige Tag, der 9. März, als der Todestag Wilhelms I., erinnert uns an ein schlagendes Beispiel. Ach, wir sängen gewiß nach wie vor bei unseren Festen und Versammlungen: »Was ist des Deutschen Vaterland?« und schölten auf den deutschen Bund und wollten doch nichts von unserem Sonderdasein aufgeben, wenn nicht ein Wilhelm I. König geworden wäre und einen Staatsmann, wie Bismarck, und einen Feldherrn, wie Moltke, an seine Seite hätte rufen können. Nun steht das deutsche Reich da, zwar nicht so, wie es die Gelehrten von 1848 aus den von ihnen angenommenen Voraussetzungen ableiteten, aber doch eine mächtige Zusammenfassung der deutschen Nation. Und so ist es überhaupt bei allen wichtigen Ereignissen der Geschichte. Das Neue, was vorbereitet ist, setzt sich erst durch, wenn es in einer mächtigen Persönlichkeit sich gleichsam verkörpert, und nimmt nicht selten von ihr Besonderheiten an, die gar nicht in der Zeit, sondern in der individuellen Entscheidung ihren Grund haben.*)

*) Vergl. Treitschke Politik I S. 6: »Überall stößt die Geschichtswissenschaft auf das Rätsel der Persönlichkeit. Personen, Männer sind es, welche die Geschichte machen, Männer, wie Luther, Friedrich der Große, Bismarck. Diese große heldenhafte Wahrheit wird immer wahr bleiben; und wie es zugeht, daß diese Männer erscheinen, zur rechten Zeit der rechte Mann, das wird uns Sterblichen immer ein Rätsel bleiben. Die Zeit bildet das Genie, aber sie schafft es nicht.«

Allein wie auf den Höhen der Menschheit, so ist es auch in den Tiefen. Auch in den kleinen Kreisen der Gemeinde, des Hauses zeigt sich überall die Macht des Persönlichen. Das Leben der Familie erhält seinen besonderen Charakter durch die Art, wie der Vater seinen Beruf auffaßt und führt, durch die Weise, wie die Mutter das Leben ansieht und ihrem Haushalt vorsteht. Und ebenso wirkt auf der Schule, auf der Universität das Vorbild unserer Lehrer mehr auf uns, als Lehrpläne und Methoden des Unterrichts und die Gelehrsamkeit der Bücher. Gerade den Besonderheiten unserer Lehrer, der Art, wie sie die allgemeinen Gedanken zum Ausdruck brachten und die Vorschriften ausführten, und wie in ihrem Geiste die Welt sich abspiegelte, verdanken wir oft die Anregungen, welche für unsere Entwicklung bedeutsam gewesen sind.

Wenn wir aber diesen Persönlichkeiten uns hingaben und ihrem Beispiel folgten, so fühlten wir doch dabei immer die eigene Verantwortlichkeit für unser Denken und Handeln. Wenn etwas in unserm innersten Wesen klar sich äußert, so ist es die Stimme des Gewissens, die aus dem Bewußtsein dessen hervorgeht, was wir sein sollten und sein könnten und so oft nicht sind, und die uns zeigt, daß wir freie Persönlichkeiten mit Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung sind. Freilich, wer das Dasein des Gewissens zu leugnen wagt, der kann auch Reue und Besserung für Thorheit oder für einen notwendigen Vorgang erklären, aber sein eigenes Gewissen wird ihm Unruhe machen und ihn widerlegen, wenn es ihm nicht gelingt, es ganz zu betäuben.

Also, so wahr es auf der einen Seite ist, daß unser Sein durch die, welche vor uns gewesen sind, und die, welche mit uns sind, bestimmt wird, und die Gegenwart von der Vergangenheit abhängt, ebenso wahr bleibt es, daß jeder einzelne zur Ausbildung einer freien Persönlichkeit befähigt ist und auf einem, wenn auch noch so beschränkten Gebiete nach eigener Entscheidung handelt, einen selbständigen Mittelpunkt seines Kreises bildet und sein Teil zu der Entwicklung des Ganzen beiträgt.

Allein, ist nun mit diesem Beitrag der Beruf der einzelnen Seele erschöpft? Geht sie dann mit dem Ende des irdischen Lebens unter im Ganzen? Und dies Ganze, die Entwicklung der Welt, hat sie kein bestimmtes Ziel? Bei solchen Fragen zeigt sich nun der Wert der christlichen Weltanschauung, die nicht unklare Spekulationen und ungewisse Mutmaßungen, sondern bestimmte Antworten giebt, die zwar nicht die Neugier, aber voll und ganz das religiöse Bedürfnis des Menschenherzens befriedigen. Denn die heilige Schrift lehrt uns, daß es sich in der Weltgeschichte um die Erziehung der Menschheit für das Reich Gottes handelt. Die göttliche Vorsehung lenkt die Geschehnisse der Völker, aber nicht so, daß ein Fatum, eine Notwendigkeit sich erfüllt, sondern so, daß den vernünftigen Geschöpfen ihre Freiheit bleibt. Denn eine Erziehung kann nur da stattfinden, wo Selbstbestimmung gegeben ist. Aber die freien Entscheidungen der Menschen werden in den göttlichen Weltplan aufgenommen und dienen den von Gott gesetzten Zwecken. Also durch ein Zusammenwirken der göttlichen Weisheit mit dem menschlichen Willen geht die Entwicklung vor sich, und es wird das Ziel erreicht, vielleicht nach manchen Hemmungen und Umwegen, aber zuletzt wird das in die Erscheinung treten, was gewissagt ist. Das Evangelium wird allen Völkern gepredigt, es wird ein Hirt und eine Heerde werden und die irdische Entwicklung sich vollenden, bis eine letzte Entscheidung, ein letztes Weltgericht erfolgt, und ein neuer Himmel und eine neue Erde kommen, in denen Gerechtigkeit wohnt. Auf diese Zukunft schaut die Christenheit in der Gewißheit, daß, wie andere Weissagungen der Schrift, auch diese von den letzten Dingen sich erfüllen wird. So gewährt die christliche Weltanschauung eine lebendige Hoffnung und giebt im Vergleich zu anderen Anschauungen einen festen, ewigen Halt. Denn was ist gegen solche Hoffnung das nebelhafte Ideal eines unbestimmten Fortschritts oder die Aussicht auf ein trostloses Nichts oder auf die Wiederholung desselben zwecklosen Schauspiels?

Aber wie die Entwicklung des Ganzen einem von Gott geordneten Ziele entgegengeführt wird, so lebt auch der einzelne Christ für das Reich Gottes, und zwar nicht so, daß mit dem, was er auf Erden wirkt, sein Wesen sich erschöpft. Nein, persönlich soll er teilnehmen an der Vollendung der Welt, soll auferstehen und ewig leben. Dadurch erhält nun erst die einzelne Persönlichkeit ihre volle Bedeutung. In jedem, in dem niedrigsten so gut, wie in dem höchsten Menschen, wohnt eine Seele, die zur Gemeinschaft mit Gott berufen ist und dadurch über diese Zeit in die Ewigkeit emporgehoben wird. Gerade die persönliche Fortdauer, welche das Christentum lehrt, läßt uns die ganze Welt in einem helleren Licht erscheinen, einem Licht, das uns auf den hohen Wert des Lebens hinweist. Es handelt sich für uns nicht um ein kurzes, spurlos im Ganzen untergehendes Dasein, sondern die Ausbildung unseres Wesens erhält eine höhere, unvergängliche Bedeutung. Wir sind in einer Schule und gehen einer Prüfung entgegen, die unser ewiges Los entscheidet. Dadurch erhalten die Forderungen des Gewissens, die Gebote des göttlichen Gesetzes einen

besonderen Nachdruck. Wenn auch die vollkommene Sittlichkeit erst da erreicht wird, wo das Gute aus freier Lust und Liebe zum Guten gethan wird, so bildet doch für den Menschen, wie er ist, die Verheißung eines ewigen Glückes den mächtigsten Antrieb, den sittlichen Charakter, die Persönlichkeit anzubilden. Und dabei steht vor dem Christen ein Vorbild, wie es kein anderes giebt, kein gedachtes Ideal der Phantasie, nein, die Wirklichkeit eines persönlichen Menschenlebens. Denn Christus, der Abglanz der Herrlichkeit Gottes und das Ebenbild seines Wesens, ist selbst das Ideal der Sittlichkeit, und von seiner Person, von ihm, der bei uns ist bis an der Welt Ende, geht eine himmlische Kraft aus, die auch in seinen Jüngern das göttliche Ebenbild herstellt. Er hat aber, wie kein anderer, uns gelehrt, auch das Wesen Gottes als ein persönliches zu erkennen und zu lieben, wenn er von dem Vater im Himmel und seiner Liebe verkündigt. Hier ist nicht eine Weltseele, die nach notwendigen Gesetzen ihre Gebilde hervorbringt und in dem Menschegeist vorübergehend zum Bewußtsein kommt, nicht ein Schöpfer, der zwar die Welt geschaffen, aber nun von seinem Werke sich zurückgezogen hat und das große Uhrwerk ablaufen läßt — nein, ein Vater, der mit seinen Geschöpfen als seinen Kindern umgeht, sie gerecht erzieht und ihrer sich in ewiger Liebe erbarmt. So findet in der Persönlichkeit Gottes die Persönlichkeit des einzelnen Menschen ihren festen Bestand, ihre Gewähr; und im Glauben, in der Hingabe des Herzens an Gott und an den Heiland überwinden wir die Selbstsucht, schließen uns in der Liebe mit unseren Mitmenschen zusammen und behalten doch unseres eigenen selbständigen Sein, und unsere Seele gewinnt ewigen Wert.

Bei solcher Ansicht der Welt nimmt auch der Christ in dem Gegensatz der Meinungen über die Stellung des einzelnen zur Gesamtheit den richtigen Standpunkt ein, indem er vor allem nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachtet und für die eigene Seligkeit sorgt, dabei aber frei von Egoismus in jedem Menschen den Bruder sieht, der mit ihm berufen ist, ein Kind Gottes zu werden, und indem er bei reger Teilnahme an den Geschicken der Menschheit doch von Herzen an das von Gott ihm gegebene Vaterland sich anschließt und Wohl und Wehe des eigenen Volkes auf betendem Herzen trägt. Je mehr solche Gesinnung herrscht, desto eher wird es gelingen, ohne Verlust für unsere Gesittung die schweren Fragen der Zeit zu lösen.

O, es ist etwas Großes und Herrliches um die christliche Weltanschauung, und immer wieder muß es der Jugend zugerufen werden, daß sie hier die vollkommenen Ideale des Lebens findet und zugleich die Quelle, aus der sie stets neue verjüngende Kraft schöpfen kann. Dies Wasser des Lebens ist auch das rechte Heilmittel gegen die Krankheiten der Zeit, die besonders der Jugend Gefahr drohen, gegen die Versuchung, das eigene Leben als wertlos wegzuwerfen, wie gegen die Überschätzung der Güter, der Genüsse dieser Welt. Folgt ihr, liebe Schüler, den christlichen Idealen, so braucht ihr darum nichts aufzugeben von dem, was wahrhaft schön und groß ist; vielmehr dürft ihr alles genießen, was Gottes Welt an edlen Freuden bietet, wenn ihr dabei nur nicht den Schöpfer vergeßt und den Heiland, den seine Liebe gesandt hat. »Es ist alles euer, sagt Paulus, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes!«